

## I. FORSCHUNGSBERICHT

### Toponomastik der älteren Sprachschichten (Mittel-)Europas (Teil I):<sup>1</sup>

**Wiesinger, Peter und Greule, Albrecht:** *Baiern und Romanen*. Zum Verhältnis der frühmittelalterlichen Ethnien aus der Sicht der Sprachwissenschaft und Namenforschung. Narr Francke Attempto Verlag Tübingen, 2019. 250 Seiten. Gebunden, 49,99 EUR. ISBN: 978-3-7720-8659-5.

Die Toponomastik der älteren Sprachschichten (Mittel-)Europas wird indogermanistischerseits seit Jahr(zehnt)en nicht (mehr) systematisch und v.a. kaum in monographischen Arbeiten untersucht. Ausnahmen sind einzelne Werke wie Scheungraber/Grünzweig (2014), die aber über weite Strecken in erster Linie nur den bestehenden Wissensstand zusammentragen, ohne wirklich neue Resultate zu liefern. Die systematische Untersuchung jenes Sprachmaterials auf dem aktuellen Stand der Indogermanistik ist somit weiterhin ein Desiderat der Forschung. Größere Untersuchungen fanden v.a. zum keltischen onymischen Material statt, das wohl als am besten untersucht gelten darf (Falileyev/Gohil/Ward 2010; Anreiter 1996, 2016; Gohil 2006; Sims-Williams 2006; Raybould/Sims-Williams 2007–2009 sowie weitere zahlreiche Studien zu Personennamen, wie etwa Meid 2005). Auf aktuellem indogermanistischen Niveau war auch die Untersuchung der antik überlieferten Namen Pannoniens durch Anreiter (2001). Hervorzuheben ist hinsichtlich der Gewässernamen das *DGNB* (2014), das trotz seiner Schwächen im Detail und seiner übermäßigen Kürze (vgl. Bichlmeier 2015a, 2015b) als ein Werk gelten darf, das einen guten Überblick liefert. Aus dieser Perspektive weniger gelungen ist das *DONB* (2012), was ebenfalls an der übermäßigen Kürze der Artikel und mehr noch an der fachlichen Disparatheit der fast 90 Bearbeiter der Artikel liegt.

---

1 Im Gedenken an meinen Lehrer Heinrich Hettrich (1946–2020). – Für diverse Hinweise auf Fehler, weiter(führend)e Literatur etc. sowie Diskussionen danke ich Sam Mersch (Luxemburg), Luka Repanšek (Ljubljana) und Stefan Zimmer (St. Augustin).

Als Teil 1 eines Forschungsüberblicks soll nachfolgend ein Buch vorgestellt werden, das den Raum von Südbayern (v.a. Altbayern: Ober-, Niederbayern, Oberpfalz) und der österreichischen Bundesländer Salzburg und Oberösterreich abdeckt, soweit diese Gebiete in der Antike zum Imperium Romanum gehörten (also die Provinzen Raetia secunda [die auch das heutige Tirol einschloss, das im vorliegenden Buch aber ausgeschlossen bleibt] und Noricum ripense [aber ohne die heute zu Niederösterreich oder zur Steiermark gehörigen Teile]).

An diesem Buch werden exemplarisch auch Stärken und Schwächen von Büchern zu den ältesten Namensschichten in (Mittel-)Europa deutlich, die von Autoren verfasst wurden, die keine Indogermanisten sind.

### **1. Allgemeines zum Buch**

Das hier vorzustellende Gemeinschaftswerk der beiden bekannten Germanisten Peter Wiesinger und Albrecht Greule ist nach eigener Aussage in erster Linie verfasst worden, um eine (dem Rez. so bislang gar nicht bekannte und wohl auch seit mindestens einem Jahrzehnt nicht mehr relevante Hypo-)These zu widerlegen, die um das und nach dem Jahr 2000 besonders in Archäologenkreisen verbreitet gewesen zu sein scheint: Dass nämlich die Baiern letztlich romanischen Ursprungs seien (S. 21–25, Rückendeckel). Wie den beiden Autoren erscheint es auch dem Rez. aufgrund der Tatsache, dass das Bairische nun einmal eine Varietät des Deutschen ist, also in Bayern und Österreich eben in erster Linie Deutsch gesprochen wird, unklar, wie man zu dieser Ansicht gelangen kann.

Möglicherweise liegt dem Ganzen aber auch nur ein klassisches Missverständnis bzw. das bei den heutzutage extrem spezialisierten Wissenschaften fast schon übliche Aneinandervorbeireden von mehr oder weniger benachbarten Wissenschaft(sdisziplin)en vor, das dadurch entsteht, dass verschiedene Disziplinen mit identischen oder ähnlichen Begriffen schlicht Unterschiedliches bezeichnen. Rez. hat die besonders im ersten Drittel des vorliegenden Buches kritisierten Arbeiten von Archäologen nicht gelesen, aber: Für einen Sprachwissenschaftler ist nun eben Baier, wer bairisch spricht, Romane, wer romanisch spricht, für einen Archäologen ist hingegen Romane, wer romanische Töpfe ver- und romanische Grabsitten anwendet etc. Es handelt sich somit um zwei nicht zur Gänze deckungsgleiche Bevölkerungssegmente, die von beiden Spezialistengruppen jeweils mit den Begriffen ‚Baiern‘ und ‚Romanen‘ bezeichnet werden.

### **2. Zum ersten Teil des Buchs (S. 11–98)**

Der erste Teil des Buches setzt sich nun also eben mit dieser von Archäologen vorgebrachten Theorie auseinander und widerlegt sie überzeugend. Nach einem Forschungsüberblick wird die bairische Sprachgeschichte und damit auch die Geschichte

von Namenintegraten ins Bairische in vorbildlicher, wenn auch bisweilen recht kondensierter Weise dargestellt. Bedauerlich ist, dass die in ihrer Gesamtheit sicherlich durchweg richtigen Zeitangaben für das Wirken etwa von erster und zweiter Lautverschiebung, *i*-Umlaut, *a*-Umlaut, jüngeren Monophthongierungs- und Diphthongierungsprozessen etc. weitgehend ohne Verweise auf weitere Literatur geboten werden.

Hinzuweisen ist indes an dieser Stelle auf die in der Tat wenig bekannte Tatsache, dass die sog. ‚neuhochdeutsche Diphthongierung‘ (von ahd. *ī*, *ū*, *īū*) ihren Anfang wohl im 2. Viertel des 12. Jh.s. im mittelbairischen Donauraum nahm und nicht, wie traditionell mit Kranzmayer (1956: 48) angenommen, um 1100 in Südtirol – wo laut Wiesinger urkundliche Belege für diese Erscheinung um diese Zeit vielmehr zu fehlen scheinen (S. 70f. mit Fn. 75). Allerdings spricht bereits Kranzmayer (1956: 49) davon, dass „im absoluten Auslaut und vor Vokal im Bairischen in vereinzelt Fällen schon in späthhd. Zeit *i* und *ū* zu *ei* und *ou* geworden“ sind. Auf den mittelbairischen Raum verweist auch schon die gängige Grammatik zum Mittelhochdeutschen (Paul/Klein/Solms/Wegera 2007: 74f.), während die zum Frühneuhochdeutschen noch den älteren Wissensstand wiedergibt (Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 64).

Die Inhalte des Buchs hinsichtlich der Datierungen der lautlichen Prozesse im Germanisch-Deutschen seien hier tabellarisch zusammengestellt, wodurch auch die vereinzelt voneinander abweichenden Datierungen sichtbar werden:

Prozess	Datierung	Seite
Entrundung vor-/frühgerm. * <i>o</i> > urgerm. * <i>a</i> in der Tonsilbe	„wohl spätestens um Chr. Geb. vollzogen“ „den um Chr. Geb. vollzogenen germ. Lautwandel von <i>o</i> > <i>a</i> “	61 <sup>2</sup> 84
Entrundung vor-/frühgerm. * <i>o</i> > urgerm. * <i>a</i> in der Kompositionsfuge von Namen	nach dem 1. Jh. n. Chr.? ( <i>Chariovalda</i> bei Tacitus)	61
vor-/frühgerm. * <i>ā</i> > urgerm. * <i>ō</i>	„spätestens im 1. Jh. n. Chr. vollzogen“	61
älterer <i>i</i> -Umlaut urgerm. * <i>e</i> > <i>i</i>	„ab dem 2. Jh. n. Chr.“, „um 600 abgeschlossen“ „von etwa 150 bis längstens 700“ vor „dem auslaufenden 7. Jh.“	62 95 124
<i>a</i> -Umlaut * <i>i</i> > * <i>e</i>	2. Jh. n. Chr. bis 600 (gleichzeitig mit dem <i>i</i> -Umlaut)	62

2 Die genannten Beispiele und die Argumentationsweise scheinen ebenda nicht zitiertem Schwarz (1969: 455f.) entnommen zu sein.

Prozess	Datierung	Seite
	„von etwa 150 bis längstens 700“	95
ältere Akte der 2. Lautverschiebung ( <i>t, p, k</i> > <i>ss/z, ff/pf, &lt;ch&gt;</i> [χχ] (also <i>k</i> nur intervokalisch)	„gegen 600 einsetzend“, „frühestens nach 565 einsetzend“ „ca. 600-650“ „spätestens gegen 650 vollzogen[en]“	49, 55, 60, 63, 64 65 66
2. Phase der 2. Lautverschiebung ( <i>d</i> > <i>t</i> )	(spätestens) 1. H. des 8. Jh.s „ca. 700–760“	62, 64 65
3. Phase der 2. Lautverschiebung ( <i>b</i> > <i>p</i> )	„ungefähr 740 bis 780“	64, 66
bair., alem. <i>k</i> > „<ch> / [kχ] im Anlaut, in der Gemination, nach Nasal“	„ungefähr 740 bis 780“	65
4. Phase der 2. Lautverschiebung ( <i>g</i> > <i>k</i> )	2. H. des 8. Jh.s „etwa 760 bis vor 800“	62 65, 66
Hebung <i>o</i> > <i>u</i> / <i>_NK</i>	2. H. des 8. Jh.s	62
jüngerer <i>i</i> -Umlaut	2. H. des 8. Jh.s bis ins 12. Jh. „vom 9. Jh. bis in die späthd. Zeit des 11. Jhs.“	67–69 126
Akzentverlagerung auf die erste Silbe bei Integration ins Althochdeutsche	„bis zur Mitte des 11. Jhs.“	70
sogenannte „neuhochdeutsche“ Diphthongierung von mhd. <i>ī – ū – iu</i> “	„bereits ab dem 2. Viertel des 12. Jhs. ausgehend vom mittelbairischen Donaunraum“	70f.

Ebenfalls nur zustimmen kann man der Feststellung, dass es sich bei den romanisch-deutschen Mischnamen um deutsche Namen handelt, deren Erstglied eben ein etymologisch romantisches Element (meist Personennamen) enthält (S. 72–77, hier bes. 72), wobei im Einzelfall zu prüfen ist/wäre, ob es sich beim Erstelement tatsächlich noch um ein romantisches Element handelt oder nicht vielmehr schon um ein eingedeutschtes. Wirklich klären können wird man das nur in den wenigsten Fällen. Die Bezeichnung ‚Hybridname‘ u.ä. wird abgelehnt, da allenfalls das Erstelement hybrid genannt werden könne.

### 3. Zum zweiten Teil des Buches

#### 3.1. Gliederung

Den zweiten Teil des Buches (S. 99–218) umfassen die nach Gebieten (Südbayern: Greule; Österreich: Wiesinger) geordneten Namenkataloge (wobei die Namen für entsprechende Querverweise durchnummeriert wurden): 175 Namen in antik-

romanischer Tradition (S. 99–186), 73 romanisch-deutsche Mischnamen (S. 186–203), 20 Walchen-Namen (also mit dem Bestandteil *walch-* ‚Romane‘ komponierte Namen; S. 203–208), 15 Parschalken-Namen (S. 208–211). Darauf folgt eine Auflistung der auszuscheidenden romanisch-deutschen Namen (S. 213–218; nur mit max. zweizeiligen Kommentaren zur Etymologie), also solcher Namen, die vormals als Mischnamen angesehen wurden, nun aber anders erklärt werden.

Es schließen sich dann noch neun Karten (auf den unpaginierten Seiten 221–229) an, S. 54, Anm. 64 erfährt der Leser, dass die Karten 6–9 (also S. 226–229) Wiesinger 1994 entnommen sind. Im Kartenteil selbst wird dies nicht erwähnt. Beschlossen wird das Buch mit einem Verzeichnis der Abkürzungen (S. 231) und einem Literaturverzeichnis (S. 233–246) sowie einem Register der behandelten Namen romanisch-antiker, gemischter Herkunft, der Walchen- und Parschalken-Namen (247–250 [zweispaltig]).

### 3.2. Zur im Buch verwendeten Indogermanistik und der Schreibweise der Rekonstrukte

Der zweite Hauptteil ist der problematischere Teil des Buches. Hier werden die einzelnen Namen besprochen und auch etymologisch analysiert. Es wird eine Auswahl an Belegen geboten (bevorzugt natürlich die älteren), darauf folgt die Etymologie. Diese Namenartikel können wenige Zeilen, aber durchaus des Öfteren auch über eine halbe Seite bei Greule und auch über eine Seite bei Wiesinger lang sein. Dies führt zu einer gewissen Unausgewogenheit in der Darstellung, da Wiesinger bei seinen Namenartikeln wesentlich mehr historische und geographische Informationen einfließen lässt, als Greule dies tut.

Eine Diskussion differierender Meinungen zu einem Namen findet meist nicht statt, bisweilen werden zwei Möglichkeiten angeführt, dies wohl etwas öfter bei Namenartikeln Wiesingers als in Artikeln Greules. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Autoren besteht darin, dass Wiesinger noch weniger als Greule in der Lage zu sein scheint, die seit einem halben Jahrhundert üblichen Methoden und Schreibweisen der Indogermanistik korrekt anzuwenden. So finden sich bei Wiesinger fast durchweg unreflektiert aus dem *IEW* übernommene Ansätze mit zwei Vokalen wie „idg. *\*bherem-*“ (S. 129), die Aspiration wird (wie im gerade angeführten Beispiel) praktisch durchweg nicht hochgestellt (anders meist bei Greule), Gleiches gilt für die labialisierte Sekundärartikulation (ebenda: „*\*gyrem-*“ statt korrektem *\*g<sup>u</sup>rem-* – hier wird somit das *IEW* falsch wiedergegeben). Auffällig ist die Uneinheitlichkeit, die dadurch entsteht, dass bisweilen statt *\*y* bzw. *\*<sup>u</sup>* die eher im anglophonen Bereich übliche Schreibung mit *\*w* bzw. *\*<sup>w</sup>* gebraucht wird, man vgl. etwa dazu unten 4.30. *Lech*: „idg. *\*wlik<sup>w</sup>ó-* ‚Befeuchter‘ zu idg. *\*wleikw-* ‚befeuchten‘“ (S. 107; Greule) etc.

Nicht nur solche Uneinheitlichkeiten hätten eine nochmalige Durchsicht des Buchs (von beiden Autoren) wünschenswert erscheinen lassen.

Auch stimmt die Aussage S. 34, Anm. 43 nur zum Teil:

„Die germanistische Namenforschung hat bis gegen 2000 mit idg. Ansätzen nach dem Indogermanischen Wörterbuch [sic] von Julius Pokorny, Bern [recte: Bern – München, so richtig in der Bibliographie, S. 237; H.B.] gearbeitet, doch hat sich seither die Laryngaltheorie durchgesetzt, so dass nun ... Laryngalansätze getroffen werden, die zum Teil zu anderen Ergebnissen und Bedeutungen führen.“

Ähnliches findet sich dann auch nochmal S. 46:

„In der bayerischen und österreichischen Namensforschung [sic] wurden bis gegen 2000 die idg.-vspr. Namen mit Hilfe jener Form des Indogermanischen bestimmt und rekonstruiert, wie sie jahrzehntelang praktiziert und im „Indogermanischen etymologischen Wörterbuch“ (IEW) von Julius Pokorny 1959 dargestellt wurde. Aber in der Indogermanistik hat sich die von Ferdinand de Saussure schon 1879 vermutete und zunächst anhand des Hethitischen nachgewiesene Laryngaltheorie immer mehr behauptet und nun [sic: dazu s.u.; H.B.] durchgesetzt. Sie zeigt gewissermaßen ein Urindogermanisch auf, doch kann man nicht unmittelbar sagen, dass die bisher angenommene Form mit bereits weiterentwickelten Lautungen ohne Laryngale ein allgemeiner jüngerer Zustand gewesen wäre. Da die Forschungen im Fluss sind [zu diesem Punkt doch wohl seit Jahrzehnten nicht mehr; H.B.], werden bei den hier behandelten Namen als Kompromiss teilweise die bisherigen Etymologien und Ansätze geboten und die laryngalen Ansätze nach dem LIV von 2001 und dem NIL von 2008 in Klammern als „uridg.“ hinzugefügt oder bereits nur die laryngalen Formen angegeben.“

Die Darstellung ist ungeschickt, stellenweise falsch: de Saussure hat keine Laryngaltheorie vermutet, nicht einmal Laryngale (also Konsonanten), sondern „coefficientes sonantiques“, davon auch eher zwei als die heute üblichen drei, zudem klingt es, als habe er die Laryngaltheorie anhand des Hethitischen nachgewiesen – was bekanntlich aber unmöglich war, da er zwei Jahre vor der Entzifferung und dem Beweis der Indogermanizität des Hethitischen verstarb.

Ein wenig klingt der Anfang des gerade gebotenen Zitats wie eine missglückte Zusammenfassung von Bichlmeier (2016c: 300f.):

„Dies galt besonders hinsichtlich der Akzeptanz der urindogermanischen konsonantischen Phonemklasse der ‘Laryngale’ (notiert als  $*h_1$ ,  $*h_2$ ,  $*h_3$ ), deren Existenz aus systeminternen Erwägungen bereits 1878/1879 von dem zunächst als Indogermanist wirkenden Ferdinand de Saussure (1857-1913) postuliert worden war (wenngleich de Saussure noch von „coefficientes sonantiques“

sprach) und sich mit der Entzifferung des Hethitischen 1915 durch Bedřich Hrozný (1879-1952) und der Auswertung dieser Erkenntnisse durch Jerzy Kuryłowicz in den 1920er Jahren unwiderlegbar bestätigte: Das Hethitische setzt anerkanntermaßen mindestens einen, wahrscheinlich in bestimmten Positionen (anlautend vor Vokal) auch noch einen zweiten (uridg.  $*h_2$  und wohl auch  $*h_3$ ) der drei für das Urindogermanische zu rekonstruierenden ‘Laryngale’ als Konsonantenphonem /h/ fort. Die bis dahin übliche Lehrmeinung, dass stattdessen vielmehr mit einem vokalischen Phonem /ə/ im Urindogermanischen zu rechnen sei, war zwar mit der Entzifferung des Hethitischen eigentlich nicht mehr haltbar, hielt sich aber in der (deutschsprachigen) Indogermanistik selbst durchaus mindestens bis in die 1980er Jahre (vereinzelt auch länger), in den Nachbardisziplinen teils bis heute.

Dies ist nicht zuletzt auf den bis Ende des 20. Jahrhunderts maßgeblichen, da weitgehend konkurrenzlosen Einfluss von Julius Pokornys *Indogermanischem etymologischen Wörterbuch* (1959) zurückzuführen, in dem die zur Zeit seines Erscheinens eigentlich schon seit Jahrzehnten überholte Ansicht vom urindogermanischen Phonemsystem [mit nur einem  $*\text{ə}/\text{}$ ] kodifiziert worden war.“

Besieht man sich angesichts des gerade zitierten Textausschnittes indes die germanistische Namenforschung zu älteren Namensschichten der letzten beiden Jahrzehnte, so finden sich „Laryngalansätze“ praktisch nur in den Arbeiten Greules und einzelner seiner Schüler (Prinz) halbwegs konsequent und weitgehend richtig angewandt, meist freilich v.a. so, dass traditionelle Etymologien umgeschrieben wurden. Weiters ist anzumerken, dass sich auch ohne Laryngalansätze in der traditionellen Forschung teils über Jahrzehnte Rekonstrukte gehalten haben, die semantisch und morphologisch bedenklich waren.

Aus indogermanistischer Sicht ist festzuhalten, dass die germanistische Namenforschung den aktuellen Kenntnisstand der Indogermanistik über Jahrzehnte ignorierte und eigentlich erst seit gut einem Jahrzehnt allmählich aufzuschließen beginnt. So war etwa für den Rez. das, was den Germanisten noch nach 2000 als neu erschienen sein mag, bereits bei Studienbeginn Anfang der 1990er Jahre durch die *Segmentale Phonologie* von Mayrhofer (1986) kodifizierte – und alleinige! – Lehrmeinung. Zudem sei hier darauf hingewiesen, dass die Wirkungsorte der beiden Autoren, Wien und Regensburg, eben auch die von Jochem Schindler bzw. Gert Klingenschmitt waren, zweier Größen der Indogermanistik, die das Fach deutlich vorangebracht und bereits seit den 1970er Jahren konsequent und ausschließlich mit dem phonologischen System gearbeitet haben, das eben auch in *LIV*<sup>2</sup> und *NIL* verwendet wird.

Hinzuweisen ist auch darauf, dass von germanistischer Seite (nicht nur im Bereich der Namenskunde, sondern allgemein in der historischen Sprachwissenschaft [alt-]germanischer Sprachen) nicht nur die moderne Indogermanistik weitestgehend nicht



rezipiert worden ist bzw. wird (nicht einmal, wenn sie explizit das Germanische be-  
trifft, wie etwa Müller 2007 oder *EWAhD* und *EDPG*), sondern dass auch die für den  
Raum Bayern-Österreich wichtigen Forschungen zur Keltologie, auch solche in fran-  
zösischer und englischer Sprache, praktisch nicht in die hier vorliegenden Untersu-  
chungen (in zitierter Form) einfließen – dies betrifft onomastische Einzeluntersu-  
chungen ebenso wie Etymologika (so etwa das *EDPC*, das wohl aufgrund seiner be-  
quemen Handhabbarkeit recht regelmäßig zumindest von Greule im *DGNB* noch  
zitiert wurde, hier nun aber fehlt). Es fehlen im vorliegenden Buch (ebenso wie be-  
reits im *DGNB* und in vielen anderen Arbeiten der beiden Autoren etwa die (zwar  
teils problematischen aber trotzdem grundlegenden) Werke von Delamarre (2007,  
2012, 2017, *DLG*<sup>2</sup>, *DLG*<sup>3</sup>, *DTNG* [Letzteres hätte freilich in beiden Werken nicht  
rezipiert werden können, da Band 1 erst 2019 erschienen ist]), weiters die von Fal-  
ilejev (Falilejev/Gohil/Ward 2010; Falilejev 2013, 2014), Gohil 2006; Lambert  
(2003), McCone (1996), Repanšek (2016), Sims-Williams (2006; Raybould/Sims-  
Williams 2007, 2009) etc. sowie das *LEIA* als leider Torso gebliebenes, aber bislang  
gründlichstes etymologisches Wörterbuch einer altkeltischen Einzelsprache.

Ohnehin scheinen in der Bibliographie des vorliegenden Buchs als Etymologika  
nur *IEW*, *LIV*<sup>2</sup> und *NIL* auf, was angesichts der zahlreichen dann auch argumentativ  
verwendeten Wörter aus verschiedenen Sprachen völlig ungenügend ist. Besonders  
schwerwiegend wirkt sich bisweilen aus, dass trotz der vielen keltischen Ansätze  
weder *ACS* [Holder], noch *LEIA* oder *EDPC* (geschweige denn die Arbeiten Delamar-  
res, Lamberts oder Repanšeks) zitiert worden sind. Bisweilen hätte sich sicher auch  
ein Blick ins *EWAhD* oder ins *EDPG* gelohnt.

Da das alles schon eine gewisse Tradition hat, führt dies dazu, dass bisweilen in  
der germanistischen Sprachwissenschaft (bzw. Namenkunde) und der Keltologie  
unterschiedliche Einordnungen desselben Namens teils über Jahrzehnt nebeneinander  
her existier(t)en, ohne dass eine Diskussion stattfände: Der Name der Isar etwa gilt  
Keltologen seit mindestens einem Jahrhundert als klar keltisch<sup>3</sup> (und ist es aufgrund  
lautlicher Kriterien ja auch sicher; vgl dazu Bichlmeier 2016d) – hier wird er wieder  
als „idg.-vspr.“ o.ä. eingestuft (s.u. 4.17. *Isar*).

Außerdem gilt auch für dieses Buch, dass die wissenschaftliche Meinung zu den  
einzelnen Namen bei Weitem nicht so einhellig ist, wie es hier suggeriert wird: Das-  
selbe Problem war bereits in Bezug auf das *DGNB* anzumerken (vgl. Bichlmeier  
2015a, 2015b). Für das vorliegende Buch, das nun sicherlich weniger Platzbeschrän-

---

3 Vgl. etwa Pokorny 1914: 293, wo er die bayerische Isar als keltisch bezeichnet oder *DLG*<sup>2</sup>  
191, Gohil 2006: 131f., 213, Falilejev/Gohil/Ward 2010: 136, Delamarre 2012: 165, *DLG*<sup>3</sup>  
192, *DTNG* 1: 390, wo *\*isarā-* ebenfalls selbstverständlich als keltisch gilt. – Beide Positi-  
onen referiert Bach 1954: 21f., ohne eine Entscheidung zu treffen.



kungen unterlag als das *DGNB*, wäre es unschwer möglich gewesen, zumindest die gesamte relevante Literatur zu den einzelnen Namen zu rezipieren und auch unterschiedliche Vorschläge zur Etymologie kurz zu diskutieren. Das Buch hätte wesentlich gewonnen und hätte so durchaus zu einem Handbuch für die vordeutschen Namen in (Süd-)Bayern und (Zentral-)Österreich werden können. Diese Chance wurde indes vergeben, da neue Einblicke (sprich: Etymologien) bietende und Aufschlüsse liefernde Literatur der beiden letzten beiden Jahrzehnte recht konsequent nicht rezipiert wurde. Die Rezeption dieser in durchaus gängigen Reihen und Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten (es geht insgesamt um sicher drei Dutzend Titel verschiedener Autoren) hätte in etlichen Fällen dazu beitragen können, den Wiederabdruck veralteter bzw. teils sogar falscher/unmöglicher Lösungen zu vermeiden bzw. im Falle einer den Usancen der Wissenschaft entsprechenden, die verschiedenen Lösungsvorschläge diskutierenden Darstellung diese abzulehnen. Dass von der etablierten Onomastik die Arbeiten Vennemanns aufgrund ihres phantastischen Charakters in der Regel totgeschwiegen oder von Teilen der Indogermanistik die Arbeiten Udolphs aufgrund ihrer sprachwissenschaftlich zu beanstandenden Methodik als kontrovers erachtet werden, ist allgemein bekannt – aber auch hier wäre es sinnvoller, sich damit auseinanderzusetzen und Unsinniges oder Schlechtes zu widerlegen oder zu verbessern, als es zu beschweigen.

Nicht zuletzt als Folge der Nichtrezeption von Teilen der zeitgenössischen wissenschaftlichen Literatur ergibt sich hinsichtlich der zitierten Literatur in den Namenartikeln eine gewisse Tendenz zur Autoreferentialität (Greule zitiert bisweilen nur sich selbst, Wiesinger bevorzugt sich selbst), ein häufiger zitierter Autor ist daneben (für Bayern) noch von Reitzenstein (bes. Reitzenstein 2006 [hinsichtlich Altbayerns], 2013 [hinsichtlich Bayerisch Schwabens], vereinzelt auch Reitzenstein 1991). Greule geht insgesamt sparsamer mit Literatur um, er zitiert selten mehr als drei Titel, Wiesinger hingegen durchschnittlich doppelt so viele, wie auch insgesamt Wiesingers Namenartikel im Schnitt deutlich länger sind, da sie oft noch Etliches zur Geschichte des benannten Objekts bieten (s.o.).

#### **4. Zu den Namen im Einzelnen**

Diese Feststellungen sollen nun an ausgesuchten Beispielen vorgeführt werden, die die Probleme deutlich werden lassen. Die Beispiele werden in alphabetischer Folge der Namen geboten, die somit – da die Vorstellung der Namen im Buch aufgliedert nach Regionen und Namenarten erfolgt – nicht die des Buches ist. Im Kopf werden jeweils der moderne Name (so vorhanden) und max. drei der ältesten Belege zur Erleichterung des Verständnisses zitiert sowie der Name des Verfassers angeführt.

4.1. *Abens* (S. 99f.; 3. Jh. [Kop. 7./8. Jh.] *Abusina*, GewN: 847–863 *Apansa*; ON: 759 [Kop. 824–848 *Abunsna*; Greule)

Die Erklärung des Namens geht hier so:

„Der ON rom. *Abúsina* [der Akzent ist erschlossen, nicht bezeugt; H.B.] dürfte mit dem Suffix *-ina* von dem GewN *\*Abusa* abgeleitet sein, vgl. den GewN und ON *Ebbs* in Tirol < *\*Abisa*. Da idg. *\*ab-* ‚Wasser‘ in den keltischen Sprachen gut vertreten ist, vgl. air. *ab* ‚Fluss‘, schott.-gäl. *abhach* ‚mouth of the stream‘, dürfte *\*Abusa* ein kelt. Name sein und sich auf die von den Römern als Therme genutzten Warmwasservorkommen in Bad Gögging an der Abens bezogen haben.“

Hier finden sich Neuerungen gegenüber älteren Versionen: Greule (2010: 21) setzt noch als Grundlage „urkeltisch *\*abā* ‚Fluss‘ (altirisch *ab*, Genitiv *abae*)“ an, von dem dann „mittels eines lateinischen oder keltischen Suffixes *-īna-* (...) der Ortsname *Abusina* ‚an der Abens‘ abgeleitet“ wurde.

Wieder leicht anders und stellenweise problematisch wird der Name in *DGNB 22f.* (hier 23) behandelt:

„Die Ausgangsform für den Flussnamen ist *Abusina*, eine Bildung mit *\*abu-* (idg. *\*ab-/\*ap-* < *\*h<sub>2</sub>ep-* ‚Wasser‘) als Basis und einem *-s*-Suffix. Vermutlich wurde aus dem ursprünglichen Flussnamen *\*Abusā* mit dem Suffix *-ina* der Siedlungsname *Abusina* gebildet. Weil ig. *\*abā* ‚Wasser‘ in den keltischen Sprachen gut vertreten ist, darf vermutet werden, dass *\*Abusā* ein keltischer Reliktname ist.“

Es bleibt festzuhalten, dass es zwar uridg. *\*h<sub>2</sub>ep-* ‚(fließendes) Wasser‘, aber sicher nie ein „ig. *\*abā* ‚Wasser‘“ gegeben hat (ebensowenig eine „idg. Wurzel *\*abu-* ‚Wasser, Fluss‘“ [Greule 2005: 29]), und auch der Status von „urkeltisch *\*abā* ‚Fluss‘“ ist in keiner Weise zu sichern (vgl. *LEIA* A-4f.; *EDPC* 23f.), sondern es ist schlicht inexistent: Air. *ab* ist lediglich eine sekundäre und späte Form von air. *aub* (auch *oub*) < urkelt. *\*abū* < *\*ab-ōn* und der Gen. *abae* geht bekanntlich auf urkelt. *\*abēs* < *\*ab-en-s* zurück (vgl. Stüber 1998: 97f.).

Unabhängig davon ist das „*-s*-Suffix“, zumal ein Suffix(konglomerat) *\*-us-* nicht sinnvoll herzuleiten, das etwa auch schon Schwarz (1969: 411) ansetzte: „*\*Ab-us-ina*“.

Auch die oben (und auch sonst bisweilen) angeführte Stammform urkelt. „*\*abu-*“ ist definitiv ein Phantom.

Deshalb hat Schaffner (2015: 233–237) die Idee entwickelt, dass der Name auf ein urkeltisches „Nominativsyntagma *\*abū sinā* ‚gekrümmter, bauchiger Fluss‘“ (2015: 237) zurückzuführen sei. Dieser Vorschlag verbessert die fragend von Delamarre (2012: 39) gebotene Lösung als *\*abū senā* ‚alter Fluss‘. Schaffners Lösung erscheint